

Bischof Franz Hengsbach (1910–1991). Eine Porträtskizze im Spiegel der Zeitgeschichte

Als im Herbst 1990 Franz Kardinal Hengsbach aus Altersgründen alle Kommissionsaufgaben innerhalb der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) niederlegte, neigte sich das Lebenswerk eines der populärsten Repräsentanten des (west)deutschen Katholizismus seinem Ende zu. Bei seiner Verabschiedung stellte ihn der damalige Vorsitzende der DBK, Bischof Karl Lehmann, in eine Reihe mit den großen deutschen Kardinälen Frings, Döpfner und Höffner und würdigte die Verdienste des Bischofs von Essen für die Kirche in Deutschland und in der Welt sowie für sein Engagement für die Menschen im Ruhrgebiet.¹

Auch die Öffentlichkeit zollte ihm hohe Anerkennung für seine Verdienste, wenngleich nicht ohne kritischen Unterton.² Für die meisten Menschen im Ruhrgebiet ging 1991 jedoch eine Ära zu Ende. Dort verkörperte Franz Hengsbach für eine ganze Generation den Bischofsbegriff. Ähnlich wie die Namen Helmut Kohl für „den Bundeskanzler“ oder Johannes Paul II. für „den Papst“ standen, so war ‚Hengsbach‘ an der Ruhr ein Synonym für „den Bischof“ oder „Ruhrbischof“. ³ Noch heute wird er von vielen erinnert und verehrt und dabei nicht selten zu einer „mythischen Figur“ verklärt.⁴

Die Erinnerung an Hengsbach, die nach wie vor im Bistum Essen lebendig ist, gestaltet sich vielschichtig, weil sein vielfältiges Engagement und damit verbunden die unzähligen Begegnungen mit den Menschen vor Ort eine jeweils andere Wahrnehmung seiner Person hervorriefen und diese weiterhin in der Erinnerung aufleben lassen. Seine zahlreichen Aufgaben und Ämter reichten von der Gemeindeebene bis in die internationalen Führungsgremien. Klarheit herrscht lediglich

¹ Bistumsarchiv Essen (weiter BAE), Dokumentation ‚Hengsbach‘ (1991), Dank des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz an Franz Kardinal Hengsbach anlässlich seiner Emeritierung als Bischof von Essen am 21. Februar 1991, o. S.

² Ebd. Siehe auch: Süddeutsche Zeitung, vom 22. Febr. 1991.

³ BAE, Dokumentation Hengsbach (wie Anm. 1), o. S.

⁴ Westdeutsche Allgemeine Zeitung, vom 17. Febr. 2010.

darüber, dass der „Ruhrbischof“ gleichermaßen eine große Wertschätzung genoss sowohl bei den Kumpels unter Tage als auch bei in- und ausländischen Vertretern aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur.⁵

Eine biografische Annäherung an Bischof Hengsbach darf sich jedoch nicht darin erschöpfen, die Bandbreite seiner umfangreichen Tätigkeiten und damit verbundenen Erinnerns summarisch aufzuzeigen. Vielmehr geht es im Folgenden darum, übergeordnete Stränge herauszuarbeiten, die erlauben, Bischof Hengsbach in die allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen einzubinden und einzuordnen und gleichzeitig wichtige Merkmale seiner Persönlichkeit zu erfassen. Die folgenden Ausführungen werden anhand von vier ausgewählten zeitgeschichtlichen Gegenständen Hengsbachs bischöfliches Wirken zu deuten und zu verorten versuchen.

Aufbau und Aufbruch

Im Frühjahr 1946 begann für Franz Hengsbach ein langer und bisweilen schwieriger Weg in leitenden Funktionen und Ämtern der katholischen Kirche, der ihn aber letztlich ins Kardinalskollegium führte sollte.⁶ Damals wurde der junge Kaplan Hengsbach von seinem Dienst in der St. Marien Gemeinde in Herne-Baukau, wo er nach seiner Priesterweihe 1937 seelsorglich tätig war, entbunden und nach Paderborn ins erzbischöfliche Generalvikariat berufen, um von dort die Studentenseelsorge der Akademischen Bonifatius-Einigung, die von den Nationalsozialisten 1939 verboten worden war, wiederaufzubauen. Ein Jahr später wurde Franz Hengsbach zum Generalsekretär des Deutschen Katholikentages gewählt und 1948 von Kardinal Jaeger mit der Leitung des Seelsorgeamtes im Erzbistum Paderborn, dem zentralen Arbeitsfeld kirchlichen Wirkens, betraut.⁷ Es ist anzunehmen, dass diese Entscheidungen im Zusammenhang mit dem empfindlichen Verlust an Geistlichen während der NS- und Kriegszeit standen.⁸ Für Hengsbach

⁵ Anton Rauscher, Franz Kardinal Hengsbach, in: Jürgen Aretz, Rudolf Morsey u. Anton Rauscher (Hg.), *Zeitgeschichte in Bildern*, Bd. 8: *Aus dem deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts*, Mainz 1997, S. 283–298, hier S. 285.

⁶ Erwin Gatz, Hengsbach, Franz (1910–1991), in: Erwin Gatz (Hg.), *Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1945–2011*, Berlin 2002, S. 192–198, hier S. 193 f.

⁷ Rauscher (wie Anm. 5), S. 286 u. 288. Dazu auch André Uellenberg, „Was wächst macht keinen Lärm!“ – Franz Hengsbach: Ein Zeitzeuge des Neuaufbaus in der Kirche nach 1945. Abschlussarbeit zur Erlangung des Kirchlichen Examens im Fach Katholische Theologie an der Ruhr-Universität Bochum (Manuskript im Besitz des BAE), S. 24 ff.

⁸ Hans Jürgen Brandt/Karl Hengst, *Das Erzbistum Paderborn. Geschichte – Personen – Dokumente*, 2. überarb. Aufl. Paderborn 1993, S. 55.

sprach auch sein 1944 mit einer Dissertation abgeschlossener Promotionsstudiengang. Auf die immer breiter werdende Behinderung des religiösen Lebens, die Einschränkung kirchlicher Arbeit und die Verbote durch das NS-Regime im Bereich der Seelsorge reagierte Hengsbach durch ein vertieftes theologisches Studium, das er mit der Verleihung der Doktorwürde durch die theologische Fakultät der Universität Münster abschloss.⁹

Die Übertragung dieser Aufgaben an Hengsbach fiel in eine Zeit größter sozialer Not und moralischer Niedergeschlagenheit, in der sich die deutsche Bevölkerung nach Kriegsende befand. Die gewaltigen Bevölkerungswanderungen, die Auflösung von gewachsenen Gemeinschaften, die Vermischung von einander völlig fremden Menschen hatten tiefgreifende soziale Folgen.¹⁰ In den zerstörten Städten und überbelegten Dörfern verschärften die Ausgebombten, Evakuierten und Flüchtlinge die sozialen Spannungen. Der moralische Zusammenbruch, die gänzliche Abwertung der für zwölf Jahre maßgebenden „Ordnung“, die Erschütterung alles Gewohnten führten zu tiefen Verunsicherungen. Zugleich aber leitete das Kriegsende eine „Stunde der Kirchen“ ein. Die Religion fungierte auch für viele Menschen, die zuvor kirchenfern gelebt hatten, als Trostspenderin in tiefer Not. Hinzu kam, dass die Kirchen als einzige Institutionen galten, die abgesehen von „wenigen schwarzen Schafen“, die Zeit des „Dritten Reiches“ moralisch intakt überstanden hatten.¹¹ Dies gab ihnen die Gelegenheit als Fürsprecher der Interessen und Nöte der Bevölkerung aufzutreten und sich sehr erfolgreich als Anwalt des Volkes zu präsentieren. Zugleich erfüllten die Kirche eine eminent wichtige Aufgabe sozialer Integration sowohl mittels karitativer Initiativen als auch durch kirchliche Traditionen, mit denen sie der Sehnsucht der Menschen nach Zusammengehörigkeit entsprachen.¹²

Die chaotische Zeit voller materieller Not und sozialer Spannungen prägte eine Generation, die sich durch Tatkraft, organisatorisches Geschick und Entschlossenheit behaupten musste. Diese Erfordernisse wurden allen abverlangt, die einen Neuanfang wagen und das Elend dieser Jahre überwinden wollten. Nicht wenige scheiterten an ihnen, andere wuchsen mit ihnen, einige entdeckten sie als Begabung. Zu den Letzteren darf auch Franz Hengsbach gezählt werden. Bereits seine Dissertation lässt durchblicken, dass er dem Praktischen ein besonderes Interesse widmete: „Das Wesen der Verkündigung – Eine homiletische Unter-

⁹ Uellenberg (wie Anm. 7), S. 11.

¹⁰ Gerhard Brunn/Jürgen Reulecke, *Kleine Geschichte von Nordrhein-Westfalen 1946–1946*, Köln 1996, S. 20.

¹¹ Axel Schildt/Detlev Siegfried, *Deutsche Kulturgeschichte. Die Bundesrepublik Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart*, München 2009, S. 25. Zur Schuldfrage siehe auch Vera Bücker, *Die Schulddiskussion im deutschen Katholizismus nach 1945*, Bochum 1989, S. 53 ff.

¹² Schild/Siegfried (wie Anm. 11), S. 25. Brunn/Reulecke (wie Anm. 10), S. 22.

suchung auf paulinischer Grundlage“. Darin setzt sich Hengsbach nicht so sehr mit der zu verkündigenden Botschaft auseinander, sondern vornehmlich mit der praktischen Umsetzung der Verkündigung und damit verbunden mit den Anforderungen und Eigenschaften des Predigers, die der Apostel Paulus in seinen Briefen zu erkennen gab.¹³ Auch von anderer Seite wurde Hengsbachs Neigung zum pastoralen Handeln bestätigt.¹⁴

Doch es sind nicht nur die Erfahrungen oder Wahrnehmungen Dritter, die Hengsbachs Organisationstalent und Tatkraft bezeugen, sondern die tatsächlich geleisteten und zielstrebig umgesetzten Aufgaben. Die neu aufgestellte Bonifatius-Einigung konnte bereits Ende der 1940er Jahre ihre pastorale Tätigkeit sowohl an der studentischen Jugend als auch an den akademischen Lehrkräften bundesweit ausführen.¹⁵ Besonders hervorzuheben sei die Vorbereitung des Deutschen Katholikentages in Bochum 1949, die Hengsbach in der Funktion des Generalsekretärs des Zentralkomitees geleitet hatte.¹⁶ Trotz mancher „Unzulänglichkeiten“, wie er selbstkritisch anmerkte, gelang es ihm die logistischen Schwierigkeiten inmitten einer zerstörten Industriestadt ebenso zu meistern wie die programmatischen Fragen zu forcieren, indem er umsichtig als Scharnier zwischen der Führung und dem Lokalkomitee agierte, wobei er vor allem für die Auseinandersetzung mit der sozialen Frage warb.

*„Der Weg ins Ruhrgebiet, in die Stadt der Kohle und des Eisens, in die Stadt auch der furchtbarsten Verwüstungen des Bombenkrieges [müsse] den deutschen Katholizismus in das offene Feld der christlichen Verantwortung für den Aufbau einer neuen sozialen und gesellschaftlichen Ordnung in unserem Volke führen“.*¹⁷

Es war auch Hengsbachs Verdienst, dass sich der Bochumer Katholikentag der vielschichtigen Problematik der „sozialen Frage“ widmete, was im offiziellen Leitspruch „Gerechtigkeit schafft Frieden“ einen Niederschlag fand.¹⁸ Seit 1953 verfolgte Hengsbach diesen Anspruch mit den Insignien des Weihbischofs in Paderborn. Diese Ernennung sollte sich fünf Jahre später als Vorstufe für das Amt des ersten Bischofs von Essen erweisen.

¹³ BAE, NL 1 (Hengsbach), 1647.

¹⁴ Rauscher (wie Anm. 5), S. 285.

¹⁵ Uellenberg (wie Anm. 7), S. 32 ff. u. 41.

¹⁶ Ebd., S. 86 f.

¹⁷ Gerechtigkeit schafft Frieden. Der 73. Deutsche Katholikentag, hrsg. vom Generalsekretariat des Deutschen Katholikentages, Paderborn 1949, S. 11.

¹⁸ Ebd.

Die Gründung des Bistums Essen am 1. Januar 1958 fiel in eine Phase intensiven landesweiten Wiederaufbaus und der wirtschaftlichen Prosperität. Den meisten Menschen gelang es inzwischen, die Folgen des Krieges und das Elend der Nachkriegszeit hinter sich zu lassen und optimistisch in die Zukunft zu schauen und die allgemeine Wiederaufbaumentalität der 1950er Jahre schlug sich zunehmend in politischer Stabilität und wirtschaftlichem Erfolg der Bundesrepublik nieder. Es war ein günstiger Zeitpunkt für die katholische Kirche, die Pläne für die Errichtung eines Ruhrbistums zu verwirklichen, nachdem letztere 1928 an den Bedenken der preußischen Regierung gescheitert waren.¹⁹ Das Ruhrgebiet, das in den unmittelbaren Nachkriegsjahren einen enormen Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen hatte, sollte nun eine eigene Diözese erhalten und von der peripheren Lage in den bisherigen (Erz)bistümern Köln, Paderborn und Münster in eine neue kirchliche Jurisdiktion mit Sitz in Essen überführt werden.²⁰ Darüber, welche Gründe für die päpstliche Entscheidung letztlich den Ausschlag gaben, Hengsbach als Bischof an die Ruhr zu berufen, ist nichts und sollte nichts bekannt sein. Es liegt aber nahe anzunehmen, dass die oben vorgestellten Charakteristika mitentscheidend waren für Hengsbachs Ernennung zum ersten Bischof von Essen. Denn hier hieß es erneut: aufbauen, eine neue Organisation schaffen und das kirchliche Leben neu aufzustellen, um die Welt der Arbeit kirchlich zu durchdringen und so zur Lösung der sozialen Gegensätze beizutragen.²¹ Diesen Anforderung und Erwartungen schien Hengsbach am ehesten zu entsprechen.

Es ist nicht möglich, im Rahmen eines Aufsatzes Hengsbachs vielfältige Gründungen und Initiativen aufzuzählen und zu erörtern. Verwiesen sei lediglich auf den umfassenden Begriff des Aufbaus, der sich nicht nur auf die organisatorische Errichtung einer bischöflichen Verwaltung und ihr unterstellter Einrichtungen und Verbände beschränkte, sondern der auch die Stiftung einer Bistumsidentität beinhaltete. Zu Hengsbachs frühesten Amtshandlungen gehört die Einberufung einer Diözesansynode. Diese sollte einerseits die unterschiedlichen, aus den Mutterbistümern vorerst übernommenen kirchlichen Rechtsordnungen vereinheitlichen und andererseits die Synodalen auf die künftigen Aufgaben ausrichten. Zugleich erhoffte man sich von der Synode eine gemeinschaftsbildende Ausstrahlung auf die Teilnehmer, die alle Dekanate des neuen Bistums vertraten. Bei der Förderung der Zusammengehörigkeit wurde zudem bewusst auf das reiche

¹⁹ Reimund Haas, Warum scheiterte 1928 der erste Plan für ein Ruhrbistum Essen?, in: Reinhard Göllner (Hg.), Das Ruhrgebiet in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 50 Jahre Bistum Essen, Berlin 2010, S. 27–63.

²⁰ Wilhelm Damberg/Johannes Meier (Hg.), Das Bistum Essen. Eine illustrierte Kirchengeschichte 1958–2008, Münster 2008, S. 179.

²¹ Erste Ansprache von Franz Hengsbach als Bischof von Essen, in: Kreuz über Kohle und Eisen, hrsg. im Auftrag des Bischofs von Essen, 1959, S. 190.

kirchenhistorische Erbe der Region zurückgegriffen. Unmittelbar vor Beginn der Synode erschien auf Anregung von Bischof Hengsbach Eduard Hegels „Kirchliche Vergangenheit im Bistum Essen“, worin das Bistum Essen in die Kontinuität von 1200 Jahren gelebten Christentums an der Ruhr gestellt und als Sachwalter dieser Vergangenheit gesehen wird.²² Bereits im Vorwort wird die identitätsstiftende Intention der Arbeit deutlich: Der „Raum des neuen Bistums Essen [ist] nicht ohne interessante kirchliche Geschichte. Eine Besinnung auf die kirchliche Vergangenheit dieses Raumes kann zur Entstehung eines Diözesanbewußtseins erheblich beitragen“.²³ Neben der Anknüpfung an die Vergangenheit war Hengsbach bestrebt, ein zeitgenössisches Verständnis des Bistums zu prägen. Seine Diözese sollte als „soziales Bistum“ etabliert und wahrgenommen werden und sich besonders den sozialen Problemen der Arbeiter verpflichtet fühlen.²⁴ Primär blieb der Aufbau des Bistums Essen Hengsbachs wichtigstes Anliegen, was ihn in Verbindung mit seinen organisatorischen Fähigkeiten und seiner Zielstrebigkeit zu einem kirchlichen Exponenten der (Wieder)aufbaujahre macht.

Die Last der Geschichte

Die politische und gesellschaftliche Stabilität der Bundesrepublik beförderte seit Ende der 1950er Jahre die Aufarbeitung der jüngsten deutschen Vergangenheit. Das öffentliche Klima begann sich für den Umgang mit der NS-Vergangenheit zu verändern und das zeitgeschichtliche Wissen wuchs merklich an. Die Presse und Publizistik richtete ihr zunehmendes Interesse auf die während des Krieges vom nationalsozialistischen Deutschland verübten Verbrechen, insbesondere auf die Verfolgung und Ermordung von Juden in den besetzten Ländern. Ausgehend vom Ulmer Einsatzgruppenprozess 1958 sah sich die westdeutsche „Schweigegesellschaft“ mit ihrer bedrückenden Geschichte konfrontiert, die sie bis dahin verdrängte und aus dem öffentlichen Diskurs heraushielt.²⁵ Die darauffolgenden Jahre standen dann im Zeichen der großen Prozesse und geschichtlichen Debatten. Der Eichmann- und der Auschwitz-Prozess intensivierten die Auseinander-

²² Eduard Hegel, *Kirchliche Vergangenheit im Bistum Essen*, Essen 1960.

²³ Ebd., Vorwort.

²⁴ Joachim Wiemeyer, *Das Bistum Essen als soziales Bistum*, in: Reinhard Göllner (Hg.), *Das Ruhrgebiet in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 50 Jahre Bistum Essen*, S. 139–158, hier vor allem S. 145 ff.

²⁵ Schuldt/Siegfried (wie Anm. 11), S. 208 f. Siehe auch Schildt, Axel: *Die Eltern auf der Anklagebank? Zur Thematisierung der NS-Vergangenheit im Generationskonflikt der bundesrepublikanischen 1960er Jahre*, in: Christoph Cornelißen u. a. (Hg.), *Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945*, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 2004, S. 317–332, hier S. 318.

setzung mit der jüngsten Vergangenheit und „Auschwitz“ bürgerte sich als Synonym für die industriell organisierte millionenfache Tötung von Menschen und letztlich auch als ein „deutscher Erinnerungsort“ ein.²⁶

Mit zwei Ansprachen griff Bischof Hengsbach in die öffentliche Debatte ein, wobei er jeweils einen theologischen Ansatz wählte. Die in den historischen Diskurs eingegangenen sprachlichen Gebilde wie „Vergangenheitsbewältigung“, „Wiedergutmachung“ oder „Aussöhnung“ sind gesellschaftliche Übersetzungen religiöser Begriffe, die sinngemäß dem religiösen Schuldbekenntnis, der Buße, der Sühne und der Bitte um Vergebung entsprechen. Es überrascht daher kaum, dass Vertreter der Kirchen an dieser Debatte teilnahmen. Bei seiner Ansprache während der Einweihung der Kapelle der Todesangst Christi in Dachau am 5. August 1960 forderte Hengsbach die Deutschen auf, „so nahe an dieses Grauen heranzutreten, daß wir uns nichts mehr vormachen können über die Abgründe menschlicher Angst und Not, menschlicher Gewalttätigkeit, Grausamkeit und Verlogenheit“.²⁷

Die Einweihung der Kapelle, die als „Sühnedenkmal des KZ Dachau“ errichtet wurde, fand im Rahmen des 37. Eucharistischen Weltkongresses (31. Juli – 7. August 1960 in München) statt. Der internationale Rahmen der Einweihungsfeier, zu der sich über 150.000 Menschen versammelt hatten, schuf für Hengsbach eine besondere Gelegenheit, sich mit der Frage der deutschen Schuld gegenüber anderen Nationen auseinanderzusetzen. „Die Welt wartet geradezu darauf, ob hier das rechte Wort über Vergangenheit und Zukunft, über Schuld und Sühne, Freiheit und Friede, Gewissen und Gehorsam, Gottes Gebote und Menschenwürde gefunden wird“.²⁸ Die Einweihung der Todesangst-Christi-Kapelle stand gänzlich im Zeichen des Schuldbekenntnisses und der Sühne. Dies hoben die dem „Vater unser“ entlehnten Abschlusszeilen der vor Ort gesprochenen Gebete hervor: „Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldner. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von allem Übel“.²⁹ Daran knüpfte auch die Hauptansprache von Bischof Hengsbach an. Nach einer kurzen Einleitung, in der auf einen „tiefen Zusammenhang zwischen der Todesangst des Gotteshmenschen Jesus Christus und aller menschlichen Todesangst“ erläuternd hingewiesen wurde, wandte sich Hengsbach an die Zuhörer, um gemeinsam mit ihnen und vor ihnen zu bekennen:

²⁶ Peter Reichel, Auschwitz, in: Etienne François und Hagen Schulze (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte (Lizenzausgabe der BpB), Bonn 2005, S. 309–331, hier S. 309.

²⁷ Ansprache von Bischof Hengsbach in Dachau, gehalten am 5. August 1960, in: Freiburger Rundbrief, Jg. XIII, 1960/61, Nr. 50/52, S. 4–5.

²⁸ BAE, NL 1, Nr. 1591, Schreiben von Weihbischof Johannes Neuhäusler an Bischof Hengsbach, März 1960, o. S.

²⁹ BAE, NL 1, Nr. 1591, Programmheft der Gedächtnisstunde, o. S.

„Nicht nur die Henker von Dachau waren schuld. Nicht nur die Gewalthaber von Dachau waren schuld. In Dachau, wie in allen Konzentrationslagern, ist wie durch eine Brennlense an einem Punkt massiert projiziert worden, was im Menschen ist, welcher Sünde er fähig ist. Wir wissen, klar oder dunkel, daß wir alle Anteil an der Sünde haben. Das Maß dieses Anteils ist gewiß unterschiedlich, sei es durch Mittun oder durch Unterlassen. [...] In Dachau liegt diese Schuld offen vor uns. Dabei wissen wir um die besondere Schwere der Schuld von Deutschen, die hier an Mitmenschen aus 23 Nationen schuldig geworden sind.“³⁰

Hengsbach sprach von der Schuld „der Deutschen“, was vordergründig mit der Zuschreibung einer Kollektivschuld assoziiert werden könnte. Doch er verstand den Begriff der Schuld, entsprechend der katholischen Glaubenslehre, als Summe von Verfehlungen eines jeden Einzelnen. Denn es ist der Mensch, das Individuum, das in einer Beziehung zu Gott steht und Gott um Vergebung bittet. Somit ist die Schuld persönlich, an den einzelnen Menschen festgebunden. Eine Vergesellschaftung der Schuld gibt es nicht, weil Personengruppen über kein Eigenwissen verfügen. Dies machte Hengsbach deutlich, als er darauf hinwies, dass „Gott jeden einzelnen von uns und von denen die wir hier vertreten dürfen, schuldig weiß“ und daher „vor Gott, vor den Opfern und voreinander unsere Schuld, unsere übergroße Schuld“ zu bekennen sei.³¹ Dennoch beinhaltete Hengsbachs Bitte um Vergebung eine kollektive Komponente. Denn obwohl die Schuld letztlich immer persönlich ist, so kann sie durch eine Gemeinschaft motiviert sein und im Namen übergeordneter Loyalitäten begangen worden sein. Der einzelne Sünder bittet daher Gott um Vergebung für sich und für die Gemeinschaft in deren Namen er schuldig geworden ist, wobei die Bitte um Vergebung zunächst vor Gott zu formulieren sei, anschließend aber auch gegenüber den Opfern.

„Wir haben nicht nur Gott um Verzeihung [Hervorhebung im Original – S. G.] zu bitten. Worin Menschen einander schuldig werden, wird menschlich nur überwunden in herzlichem Verzeihen. Darum bitten die Schuldigen unter uns die Opfer unter uns um Verzeihung für das, was ihnen hier angetan wurde. Nicht nur als einzelne, sondern auch von Familie zu Familie, von Volk zu Volk, damit in diesem Verzeihen die Liebe siege über die Gewalt.“³²

³⁰ Ansprache von Bischof Hengsbach in Dachau (wie Anm. 27), S. 5.

³¹ Ebd.

³² Ebd.

Danach wandte sich Hengsbach dem Sühnegedanken zu. Eine christlich verstandene Sühne beinhaltete für den Ruhrbischof mehr „als bloße, auch ehrlich und großzügig geleistete Wiedergutmachung gegenüber den Opfern und ihren Angehörigen“. Das Entscheidende „in unserer Sühnebereitschaft“ ist – so Hengsbach –, „daß wir an die Kraft des Weizenkorns“ glauben, „das in die Erde fällt und stirbt und dadurch viel Frucht bringt“. Ausgeführt hieß das:

„Wir wollen die vielfachen Leiden, die uns nicht nur im Gefolge des Krieges, sondern – das vergessen wir zu leicht über der Furchtbarkeit des Kriegs! – im Gefolge des nationalsozialistischen Unrechts auferlegt sind, vielen einzelnen von uns, vielen Familien, Volksgruppen, Völkern und christlichen Gemeinschaften, als eine gottgeschenkte Chance auffassen und auswerten, um den Fluch der Schuld in den Segen des Kreuzes zu verwandeln...“³³

Damit forderte Hengsbach die Deutschen auf, die Folgen der NS-Herrschaft und des Zweiten Weltkrieges und die damit verbundenen, vielfach noch spürbaren Lasten auch als Chance zu einem Neuanfang zu begreifen und anzunehmen. Es galt, sich der Vergangenheit zu stellen und darin einen Ausgangspunkt für eine Zukunft zu sehen, die dann „viel Frucht“ bringen sollte. Dabei bildete der „Segen des Kreuzes“ für Hengsbach nicht ausschließlich eine theologische Formel, sondern er bezog sich klar auf die gegenwärtige mentale Lage der Deutschen zu Beginn der 1960er Jahre. So schmerzhaft die Aufarbeitung der jüngsten Geschichte auch sei und so sehr die moralische Haftung für das Geschehene auf den Deutschen lastete, durch das Bekennen der Schuld vor Gott und den Menschen ist Vergebung und damit ein Neubeginn möglich. Voraussetzung dafür ist allerdings eine tiefe und ehrliche Gewissenserforschung.

Eine ähnliche Ausrichtung enthielt Hengsbachs zweite Ansprache zu diesem Thema, die er 1972 anlässlich des ersten Jahrestages der Seligsprechung des in Auschwitz umgekommenen Paters Maximilian Kolbe auf dem Gelände dieses ehemaligen Konzentrationslagers halten sollte. Wenige Wochen vor Reiseantritt verwehrten ihm die kommunistischen Behörden jedoch die Einreise nach Polen, so dass er seine Rede lediglich in gedruckter Form öffentlich machen konnte.³⁴ Darin knüpfte Hengsbach an seine Ausführungen in Dachau an und erweiterte

³³ Ebd.

³⁴ Versöhnung durch das Kreuz – [Vorbereitete Ansprache von Bischof Hengsbach anlässlich der Wiederkehr des ersten Tages der Seligsprechung von Pater Maximilian Kolbe in Auschwitz], in: Paulus Fr. Sladek (Hg.), Um Frieden und Versöhnung (= Schriftenreihe der Ackermann-Gemeinde, Nr. 25), München 1974, S. 45 f.

sie um den Aspekt der „Versöhnung“, wobei diese nur gelingen kann, wenn die Menschen sich mit der „ganzen Wahrheit“ auseinandersetzen:

„[I]ch weiß, was es heißt, sich christlich dem Grauen zu stellen, das über dieser Stätte liegt. Was hier geschehen ist, ist so grauenhaft, daß viele sich scheuen, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Sie wollen vergessen, verdecken, verharmlosen. Aber nur die ganze Wahrheit kann uns über die Schrecknisse der damaligen Zeit hinwegführen.“³⁵

Ähnlich wie zuvor in Dachau sah Hengsbach auch hier die Aufarbeitung der Vergangenheit als eine Voraussetzung für die Versöhnung – hier für eine Versöhnung mit dem polnischen Volk. „Dachau und erst recht Auschwitz kann man nur betreten im Geist des Confiteor. Das Confiteor ist aber zugleich Bitte um Vergebung und Gewährung von Vergebung“.³⁶ Hengsbach verknüpfte damit das Schuldbekenntnis (Confiteor) mit der Vergebung von Schuld und hier speziell mit der Versöhnungsformel aus der Botschaft des polnischen Episkopates, die zum Abschluss des II. Vatikanischen Konzils den deutschen Bischöfen überreicht wurde.

Die Bewältigung der Vergangenheit aus christlicher Verantwortung heraus war für Hengsbach ein notwendiger Schritt auf dem Weg in eine lichte Zukunft. Nur durch einen ehrlichen Umgang mit der Geschichte können sich die Deutschen mit sich selbst versöhnen und auch in die Völkerfamilie zurückfinden. Hier berühren sich das gesellschaftspolitische und das kirchliche Motiv. Doch letzteres beinhaltete aus Hengsbachs Sicht deutlich mehr: Für eine glaubende, christlich erneuerte Gesellschaft schloss dieser Ansatz die Perspektive der Vergebung und des Trostes ein, was ein ausschließlich säkularer Vergangenheitsdiskurs nicht erbringen konnte.

Ostpolitik und Versöhnung

Die Aussöhnung mit dem polnischen Volk stellte für Hengsbach ein besonders Anliegen dar. Zu Beginn der 1970er Jahre, als im Zuge der Ostpolitik der sozial-liberalen Bundesregierung sich in dieser Frage neue Wege und Chancen anbahn-ten, konnten die Episkopate Polens und Deutschlands bereits auf einen „ernsten Versuch“ verweisen, die schwierige Nachbarschaft zu normalisieren und einen

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd.

Dialog einzuleiten.³⁷ Den Beginn bildete dabei der bereits oben erwähnte Briefwechsel zwischen den polnischen und deutschen Bischöfen vom Spätherbst 1965. Die Versöhnungsbotschaft der Bischöfe gehört inzwischen zum festen Bestandteil des historischen Kanons der deutsch-polnischen Beziehungen. Sie gilt als einer der wichtigsten Impulse im Prozess der Aussöhnung und Normalisierung und als entschiedener Anstoß zum Dialog zwischen Deutschen und Polen. Neben den Ostverträgen, die für den politischen Aspekt der Verständigung stehen, symbolisiert der Briefwechsel die Zusammenarbeit gesellschaftlicher, vor allem kirchlicher Kreise, ohne die die schnellen Fortschritte im deutsch-polnischen Verhältnis nach 1989 nicht möglich gewesen wären.³⁸ Dabei ist die Botschaft des polnischen Episkopats mit ihrer berühmten Wendung: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“ zum Synonym für die Überwindung von Feindschaften und nationalen Antagonismen sowie für den Brückenbau zwischen den Gesellschaften geworden.

Am Anfang dieser Entwicklung standen persönliche Kontakte zwischen den deutschen und polnischen Kirchenhierarchen, die während des Konzils geknüpft wurden und die letztlich diese „besondere Frucht des Konzils“ reifen ließen. Vordergründig sprach kaum etwas dafür, dass Hengsbach nach seiner Rückkehr aus Rom später als einer der Architekten des Brückenschlages nach Polen bezeichnet werden würde.³⁹ Doch die Begegnungen zwischen Deutschen und Polen waren für ihn kein Neuland, das er erst während des Konzils betreten hatte. Die erste Berührung mit Polen dürfte Franz Hengsbach im Jahre 1922 in Gelsenkirchen-Schalke erfahren haben, wo sein Onkel, Konrad Hengsbach, das Amt des Pfarrers der dortigen katholischen Kirchengemeinde St. Joseph ausübte. Gelsenkirchen wies damals einen hohen Anteil polnischer Bevölkerung auf. Durch die Einblicke in die Aufgaben eines Pfarrers, die der Jugendliche Franz Hengsbach in den darauffolgenden Jahren bei seinem Onkel gewann, dürften die Entscheidung Priester zu werden mit beeinflusst haben. Um jedoch als Geistlicher im Ruhrgebiet den kirchlichen Dienst ausüben zu können, mussten die Kandidaten auch für die Polenseelsorge vorbereitet werden. Im Paderborner Priesterkonvikt nahm Hengsbach diese Gelegenheit wahr und lernte Polnisch, um bei Bedarf auch die katholischen Polen in den Arbeitergemeinden des Reviers religiös betreuen zu können.⁴⁰ Nach seiner Ordination zum Priester übernahm er eine Vikarstelle in

³⁷ So Hengsbach in: *Die Zeit*, Nr. 51, vom 17. Dez. 1965.

³⁸ Krzysztof Ruchniewicz, *Versöhnung – Normalisierung – Gute Nachbarschaft*, in: *Deutsche und Polen. Geschichte – Kultur – Politik*, München 2003, S. 95–107, hier S. 104.

³⁹ *Die Zeit*, Nr. 51, vom 17. Dez. 1965.

⁴⁰ BAE, NL 1 (Hengsbach), 1454, Interview mit Krystyna Grzybowska für Radio Freies Europa (Niederschrift), ohne Datum (wahrscheinlich um 1988), o. S. Anastazy Nadolny, *Probleme der Seelsorge unter den Polen im Ruhrgebiet am Beispiel der Priester Josef Sztowski und Franz Liss*, in: Dittmar Dahlmann u. a. (Hg.), *Schimanski, Kuzorra und andere. Polnische Einwande-*

der Bergarbeitergemeinde St. Marien in Herne-Baukau, wo er u. a. mit der Seelsorge an den dortigen Polen betraut wurde.⁴¹ Franz Schüppen, der Hengsbach als Kind in Herne erlebt hatte, verband seine Erinnerungen an „den jungen Vikar mit der Polen-Seelsorge und polnischen Messen – mit polnischen Liedern und Predigten – auch noch in der Hitlerzeit, wo diese Institution freilich abgeschafft wurde“.⁴² Hengsbach berichtete später über diese Zeit: „Da ich in meinem Studium etwas Polnisch gelernt hatte, wurde ich zum – nebenamtlichen – Polenseelsorger ernannt. Meine Hauptaufgabe war, den polnisch sprechenden Pfarrangehörigen Gottesdienste in ihrer Muttersprache zu halten und ihnen in der Beheimatung in der Kirche zu helfen“.⁴³ Auf diese Weise pflegte und verbesserte Hengsbach nicht nur seine Polnisch-Kenntnisse, sondern kam auch mit den Eigenarten der polnisch-katholischen Religiosität und Frömmigkeit in Berührung.

Diese Erfahrungen ermöglichten ihm später, seine polnischen Gesprächspartner auch mental besser zu verstehen und ihre Anliegen feinfühlicher zu sehen. Zugleich dürfte Hengsbach auch polnischerseits Interesse an seiner Person geweckt haben. Bereits zu Beginn des Konzils knüpfte er rasch Kontakte zu seinen polnischen Amtsbrüdern. „Diesem ersten zufälligen Kontakt folgten in den weiteren Konzilswochen viele Zusammenkünfte zwischen polnischen und deutschen Bischöfen“ – berichtet er der Presse nach seiner Rückkehr vom Konzil.⁴⁴ Begünstigt wurden diese Begegnungen durch die Arbeit der Bischöfe in den Kommissionen, wo man sowohl bezüglich der Beratungen als auch unverbindlich in den Pausen ins Gespräch kam. Auf diese Weise lernte Hengsbach den Breslauer Erzbischof, Bolesław Kominek, kennen, der in den Sitzungen der ‚Kommission für das Laienapostolat‘ sein „rechter Nebenmann“ war.⁴⁵ Hengsbach war einer der ersten deutschen Bischöfe, zu denen Kominek seinerseits während des Konzils

rer im Ruhrgebiet zwischen Reichsgründung und Zweitem Weltkrieg, Essen 2006, S. 135–167, hier S. 157. Zur Geschichte der polnischen Katholiken im Ruhrgebiet siehe auch Hans Jürgen Brandt, *Die Polen und die Kirche im Ruhrgebiet 1871–1919. Ausgewählte Dokumente zur pastoralen und kirchlichen Integration sprachlicher Minderheiten im deutschen Kaiserreich*, Münster 1987.

⁴¹ Rauscher (wie Anm. 5), S. 285.

⁴² Franz Schüppen, *Kardinal Franz Hengsbach (1910–1991). Ein Bürger des Ruhrgebiets mit Herner Hintergrund*, in: *Gesellschaft für Heimatkunde Wanne-Eickel (Hg.), Binder, Bücher und ein Bischof. Streifzüge durch die Geschichte und Gegenwart von Wanne-Eickel und Herne (= Der Emscherbrücher, Bd. 14)*, Herne 2008, S. 117–135, hier S. 131.

⁴³ BAE, NL 1 (Hengsbach), 1560, Vortrag „Auf Schalke“ vom 25. Juli 1985, o. S.

⁴⁴ *Die Zeit*, Nr. 51, vom 17. Dez. 1965.

⁴⁵ Grave, Franz (Weihbischof): *Von der Vertriebenenseelsorge zur Aussiedlerseelsorge*, in: *Baldur Hermans (Hg.), Zeugnis des Glaubens. Dienst an der Welt. Festschrift für Franz Kardinal Hengsbach zur Vollendung des 80. Lebensjahres*, Mülheim/Ruhr 1990, S. 547–578, hier S. 550. BAE, NL 1, 1454, Interview mit Krystyna Grzybowska.

ein freundschaftliches Verhältnis aufbauen konnte. Und der Ruhrbischof gehörte auch zu den Ersten, die Kominek in das Vorhaben des polnischen Episkopats eingeweiht hatte, die deutschen Bischöfe zur Millenniumsfeier der Christianisierung Polens nach Tschenstochau im Mai 1966 einzuladen.

Der Einladung nach Polen, die die deutschen Bischöfe dankend annahmen, konnten sie jedoch nicht folgen. Die kommunistischen Machthaber verhinderten die Einreise ausländischer Gäste, darunter auch den anvisierten Papstbesuch. Doch das Fundament für weitere Annäherung und Normalisierung zwischen Deutschen und Polen war gelegt. Für Bischof Hengsbach bedeutete der Briefwechsel nicht nur die „Krönung“ der deutsch-polnischen Begegnungen in Rom, sondern kam für ihn einer Verpflichtung für die Zukunft gleich. Mitte Oktober 1965 notierte er:

„Aus dem Geist des Konzil[s]! Aus der Sorge der Nachbarn! Aus der Gesamtverantwortung f. die Kirche werden die Poln[ischen] u. Deutschen Bischöfe im regen Gedanken- und Erfahrungsaustausch bleiben, der in Rom so glücklich begonnen wurde. So wollen sie [die Bischöfe – S.G.] dem so notwendigen Frieden zwischen ihren beiden Völkern dienen.“⁴⁶

In diesem Sinne wirkte Hengsbach in den darauffolgenden Jahren, als es galt, schwierige, beide Völker trennende Themen anzugehen, insbesondere die Oder-Neiße-Grenze. Im Sommer 1966 bezog er deutlich Position in dieser Frage, als er im Wallfahrtsort Neviges vor den dort versammelten Polen aus dem gesamten Bundesgebiet bekannte, „daß eine Aussöhnung Polens mit Deutschland niemals an der Frage der Ostgrenze scheitern darf“.⁴⁷ Damit war aber zugleich vorgegeben, dass auch die Vertriebenen von diesem Ansatz überzeugt werden mussten. Eine Gelegenheit dazu ergab sich im Juni 1968 anlässlich des Bundestreffens der Landsmannschaft Oberschlesien in Essen. In seiner Homilie, in der Hengsbach über das Verhältnis zwischen der „irdischen Heimat“ und der „ewigen Heimat“ sprach, hob er hervor:

„In eine Bewährung kommt unser christliches Verhältnis zur Heimat dann, wenn uns die Heimat genommen wurde. Aber auch die Auseinandersetzung mit dem Verlust der Heimat kann zu einem Zeugnis unseres Glaubens werden. Das geschieht dann, wenn wir all das Leid, das mit dem Verlust verbunden ist, christlich sehen und tragen [...]. Fruchtbar ist die Auseinandersetzung mit diesem Verlust auch dann, wenn sie uns dazu drängt,

⁴⁶ BAE, NL 1, 1292, Gutachten von Prof. Hubert Jedin vom 16.10.1965, o.S.

⁴⁷ BAE, Bischöfliche Pressstelle, Bd. 4 (1966), Mitteilung für die Presse vom 20. Juni 1966.

*Wege zu suchen, die dem Unrecht zuvorkommen und eine Friedensordnung herbeiführen, die dem Recht selbst gerecht wird [...]. Zum Frieden gehört, bereit sein zu echter Versöhnung. Das bedeutet hier Bereitschaft zur Versöhnung mit dem polnischen Volk. Das bedeutet Sorge dafür, daß die alte Heimat uns dabei nicht bleibend trennt, sondern neu verbindet.*⁴⁸

Ähnlich wie in der Frage des Umgangs mit der jüngsten Vergangenheit warb Hengsbach auch in der Frage des Heimatverlustes für einen christlichen Weg, denn „im Glauben“ – so der Bischof – ließen sich „die Berge abtragen“, die zwischen „uns und den polnischen Katholiken liegen“.⁴⁹ Den Verlust der Heimat „christlich sehen und ertragen“ bedeutete für ihn demnach, die Nachkriegsgrenzen zu akzeptieren und sich mit dem erlittenen Leid von Flucht und Vertreibung abzufinden. Hier verschmolzen für Hengsbach Glaube und praktisch geübte Versöhnung zu einer Einheit. Der christliche Glaube, so seine Überzeugung, befähige den Menschen zur Versöhnung: zur Versöhnung mit dem eigenen Schicksal und mit seinen Mitmenschen. Die Versöhnung wiederum sei Ausdruck gelebten Glaubens.

In der Folgezeit konnte Hengsbach noch mehrfach seinen Versöhnungswillen unter Beweis stellen, sei es als Vorsitzender der Kommission der Deutschen Bischofskonferenz für die Kontakte mit dem polnischen Episkopat, sei es als Mitorganisator erster offizieller Besuche einer polnischen Bischofsdelegation in Westdeutschland 1978 mit Primas Wyszyński an der Spitze und einer deutschen Delegation in Polen 1980. Besonders hervorzuheben ist Hengsbachs Einsatz für die notleidende polnische Bevölkerung. Im April 1981 rief er in seinem Bistum die Aktion „Hilfe für Polen“ ins Leben, um durch Lebensmitteltransporte und Spenden Hilfsbedürftige in Polen zu unterstützen. Diese Aktion trug mit dazu bei, dass in Polen ein anderes, positives Bild von den Deutschen gezeigt werden konnte als es die offizielle kommunistische Propaganda zuließ, was sicherlich das gegenseitige Vertrauen förderte. So verwundert es nicht, dass Bischof Hengsbach für dieses Engagement in Polen und Deutschland hohe Anerkennung erfuhr und als „Wortführer der Versöhnung“ gewürdigt wurde.⁵⁰ Als im November 1990 die deutschen und polnischen Bischöfe gemeinsam den 25. Jahrestag des Briefwechsels beider Episkopate im Dom zu Gnesen begingen, taten sie dies als Vertreter der katholischen Kirche eines wenige Wochen zuvor vereinten Deutschlands und

⁴⁸ Franz, Hengsbach, Pflüget einen neuen Acker. Gedanken zu Friede und Versöhnung, Sankt Augustin 1970, S. 114.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ So Kardinal Joseph Ratzinger am 9. Sept. 1990 im Dom zu Essen, in: Das Münster am Hellweg 49 (1991), S. 6–11, hier S. 10.

eines freien Polens. Obwohl Bischof Hengsbach aus gesundheitlichen Gründen an den Feierlichkeiten nicht teilnehmen konnte, so dürfte er sich bewusst gewesen sein, an einem historischen Prozess erfolgreich mitgewirkt zu haben. Sein jahrzehntelanger Einsatz für die Aussöhnung zwischen Deutschen und Polen bildet eine „besondere Frucht“ seines bischöflichen Wirkens.

„Doppelter Strukturwandel“

Trotz seiner überdiözesanen und weltweiten Aufgaben (Militärbischof der Bundeswehr, Beauftragter der DBK für die weltkirchlichen Aufgaben, Leiter des Adveniat-Hilfswerkes für Lateinamerika) blieb Hengsbach fest im Ruhrgebiet verankert. Nach der Annahme seines Rücktrittsgesuches durch den Papst im Februar 1991 waren sich die regionale und die überregionale Presse in der Einschätzung seines Lebenswerkes weitgehend einig und erklärten Hengsbach beinahe einstimmig zum ‚Mann des Reviers‘. Sein Ausscheiden aus dem Bischofsamt betrachtete man daher sowohl als einen „Verlust“ für die katholische Kirche als auch für das Ruhrgebiet.⁵¹ Aus den mehr als drei Jahrzehnten bischöflichen Wirkens hob man vor allem seine Solidarität mit den Menschen und ihren Sorgen sowie sein Engagement für soziale Belange hervor, was sich in Bezeichnungen wie „Anwalt der Menschen im Revier“ oder „Kumpel Franz“ öffentlich zeigte.⁵² Für viele war Bischof Hengsbach das personifizierte Erkennungsmerkmal des Ruhrgebietes und für nicht wenige eine Identifikations- und Integrationsfigur.⁵³ Als er 1988 in das römische Kardinalskollegium aufgenommen wurde, empfand man dies als eine Auszeichnung für die gesamte Region.⁵⁴ Die Wertschätzung für den Ruhrbischof schlug sich nieder in einer Reihe von Würdigungen und Ehrungen, darunter in der Ehrenbezeichnung „Bürger des Ruhrgebiets“ 1987.

Auch Hengsbach selbst demonstrierte immer wieder seine Verbundenheit mit dem „Ruhrpott“. Über 100 Grubenfahrten, unzählige Besuche in den Industriebetrieben sowie ein symbolisches Stück gepresster Steinkohle in seinem Bischofsring manifestierten, dass er die Menschen und das Revier liebe.⁵⁵ Die gegenseitige Verbundenheit beruhte aber hauptsächlich auf der gemeinsamen Herausforderung: Der sozialen Frage im Ruhrgebiet.

⁵¹ Ruhr-Nachrichten, vom 22. Febr. 1991.

⁵² Kirche und Leben, vom 03. März 1991. Siehe auch die Würdigungen bei Hans Jürgen Brandt/Klaus Hellmich, Zeitzuge Kardinal Franz Hengsbach. Zum Gedenken an den Gründerbischof des Bistums Essen 1910–1991, hrsg. im Auftrag des Bistums Essen, Bochum 1991.

⁵³ Gatz (wie Anm. 6), S. 194.

⁵⁴ Westdeutsche Allgemeine Zeitung, vom 31. Mai 1988.

⁵⁵ Raucher (wie Anm. 5), S. 284.

Obwohl die Gründung des Bistums Essen in eine Zeit wirtschaftlicher Hochkonjunktur fiel, konnte die sich immer deutlicher abzeichnende strukturelle Krise in der Region nicht übersehen werden. Bis zum Ende des Jahre 1958 wurden bereits mehrere Dutzend Zechen still gelegt, und das Revier, der Motor des westdeutschen Wiederaufbaus, geriet zunehmend ins Stottern. Die Kohlekrise und die etwas später erfolgte Schrumpfung der Stahlindustrie setzten den Menschen an einer besonders empfindlichen Stelle zu, nämlich an ihrem Selbstverständnis. Die Bevölkerung des Reviers, zusammengesetzt aus Einheimischen und Einwanderern, wurde vom Lebensrhythmus und Lebensstil, den Notwendigkeiten und Formen des Bergbaus und der Schwerindustrie erfasst und nachhaltig geprägt.⁵⁶ In einer Region, die durch die Montanindustrie derart verändert und gezeichnet wurde, definierten sich die Menschen vornehmlich durch ihre Arbeit. Selten lagen die täglich verrichtete Beschäftigung und der Mythos Arbeit so nahe wie hier. Der Verlust des Arbeitsplatzes wog daher besonders schwer, weil dieser nicht nur soziale Nachteile nach sich zog, sondern damit zugleich auch ein Teil der Identität der Betroffenen in Frage gestellt wurde. Die Zahl der Beschäftigten im Steinkohlebergbau betrug 1958 fast 490.000, Anfang 1983 waren es nur noch 142.000.⁵⁷

Diese Entwicklung konfrontierte das Bistum Essen und seinen Hirten immer deutlicher mit einem Dilemma: Die soziale Komponente bildete eine tragende Säule von Hengsbachs bischöflichem Auftrag. Die Beschäftigung mit dieser Frage lässt sich in seine Studienjahre zurückverfolgen. Während des Freisemesters in Freiburg belegte Hengsbach das Fach „Sozialpolitik“, welches er mit „sehr gut“ bestanden hatte.⁵⁸ Dieser christlich-soziale Unterbau dürfte Hengsbach bereits zu seiner Paderborner Zeit nicht nur hinsichtlich des Handlungsmotivs bestärkt, sondern auch die konkreten Initiativen auf diesem Gebiet zweifellos erleichtert haben. Die „Gemeinsame Soziale Arbeit“, eine konfessionsübergreifende Aktion der katholischen und evangelischen Kirche im Ruhrgebiet sowie die „Kommende“, eine zentrale Einrichtung zur Bildung der Arbeiter in Dortmund, wurden zu greifbaren und über die Erzdiözese Paderborn bekannten Ergebnissen von Hengsbach sozialpolitischer Sensibilität. Die „soziale Frage“ sollte dort behandelt werden, wo sie am spürbarsten auftrat: in der Arbeiterschaft, d. h. in den

⁵⁶ Jacob David, Land und Volk im Revier. In: Kreuz über Kohle und Eisen, hrsg. im Auftrag des Bischofs von Essen, Mülheim/Ruhr 1959.

⁵⁷ Hengsbach, Franz: Saat und Ernte. Beiheft zu „Hinweise“, hrsg. v. Bischöflichen Generalvikariat Essen 1983, S. 8.

⁵⁸ Volker de Vry, Veritas liberabit vos – Die Wahrheit wird euch frei machen (Joh. 8,32). Die Jugend- und Studienjahre von Franz Kardinal Hengsbach, in: Freiburger Diözesan-Archiv 120 (2000), S. 295–315, hier S. 308.

Industriebetrieben vor Ort und im Rahmen der Bildung.⁵⁹ Doch der Strukturwandel im Ruhrgebiet und der damit verbundene Abbau von Arbeitsplätzen ließen diese Pläne in den Hintergrund treten. Die sozial und betrieblich ausgerichtete Seelsorge an der Ruhr sollte den christlichen Glauben und die Welt der Arbeit in eine Symbiose überführen. Doch wie konnte ein solches Vorhaben gelingen, wenn immer mehr Menschen ihre Beschäftigung verloren und immer mehr Jugendliche keinen Ausbildungsplatz fanden?

Erschwerend für Bischof Hengsbach und sein Bistum kam hinzu, dass sich parallel zu diesem Prozess immer mehr Katholiken ihrer Kirche entfremdeten. Mit den tiefgreifenden wirtschaftlichen Veränderungen der Region änderten auch die Menschen ihr Verhalten gegenüber überlieferten Normen und Verhaltensweisen, auch gegenüber dem religiösen Leben.⁶⁰ Das Schrumpfen katholischer Milieus war zwar bundesweit zu beobachten, doch im Ruhrgebiet bedrohte sie die Integrationskraft eines stark ausgeprägten, in der Arbeiterschaft verwurzelten kirchlichen Vereinswesens. Seit 1958 ging die Zahl der Katholiken im Bistums Essen innerhalb von 25 Jahren um rund 250.000 zurück. Parallel dazu beklagte Hengsbach eine „innere Verweltlichung des Menschen und seines religiösen Glaubens“.⁶¹ Spätestens seit Mitte der 1980er Jahre wurde innerhalb des Ruhrbistums offensichtlich, dass seine bisherige Struktur mit über 320 Pfarrgemeinden auf Dauer wohl kaum aufrechterhalten werden konnte. Die sinkende Zahl der Katholiken, immer weniger Gottesdienstbesucher sowie eine immer älter werdende Priesterschaft machten strukturelle Veränderungen notwendig, wengleich ihre Umsetzung erst einige Jahre später erfolgen sollte.⁶²

Der Strukturwandel in der Region und die Neuordnung der Seelsorgebezirke in der Ruhrdiözese wird als „doppelter Strukturwandel“ bezeichnet⁶³, was nicht nur auf die Parallelität ähnlicher Entwicklungen und ihrer Eigenarten hindeutet, sondern auch gewisse Kausalitäten vermuten lässt, von denen auch Bischof Hengsbach überzeugt war. Die o. g. Zahlen „machen uns deutlich“ – so Hengsbach – „in welcher geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Umwelt wir leben und wie sich das auf das kirchliche Leben auswirkt“. Darüber hinaus wird das kirch-

⁵⁹ Helmut Josef Patt, Die Gründung und Arbeitsrichtung der Kommende als Sozialinstitut des Erzbistums Paderborn, in: Paul-Werner Scheele (Hg.), Paderbornesis Ecclesia. Beiträge zur Geschichte des Erzbistums Paderborn. Festschrift für Lorenz Kardinal Jäger zum 80. Geburtstag, München u. a. 1972, S. 761–780, hier S. 764 f. u. 169 f. Ein Mann von der Ruhr. Einer von uns: Bischof Dr. Franz Hengsbach, Essen 1985, S. 6 f.

⁶⁰ Damberg/Meier (wie Anm. 20), S. 229.

⁶¹ Ebd.

⁶² Göllner, Reinhard (Hg.): Das Ruhrgebiet in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 50 Jahre Bistum Essen, Berlin 2010.

⁶³ Damberg/Meier (wie Anm. 20), S. 229 ff.

liche Leben beeinflusst „von der Großwetterlage, vom Auf und Ab der Lebensbewegungen also außerhalb der Kirche“.⁶⁴

Die Strukturkrise im Ruhrgebiet und die wachsende Arbeitslosigkeit forderten Bischof Hengsbach immer wieder heraus initiativ zu werden.⁶⁵ Dabei bewegten ihn besonders zwei Gesichtspunkte: Es ging ihm zum einen darum, nach außen die schwierige Situation der Region bewusst zu machen, zum anderen wollte er im Ruhrgebiet selbst Kräfte mobilisieren, um nach Lösungen für die Probleme zu suchen.⁶⁶ In den 1980er Jahren reagierte Hengsbach auf den als notwendig erkannten Strukturwandel dann auch mit vielfältigen Anstößen und markanten Worten. Das bekannteste Ergebnis seiner Bemühungen ist der 1988 gegründete „Initiativkreis Ruhrgebiet“, ein Zusammenschluss von führenden Unternehmern und Vertretern der Revierstädte mit dem Ziel, die durch die Wirtschaftskrise hervorgerufene Resignation aufzubrechen.⁶⁷ Daneben organisierte das Bistum Essen eine Reihe von Aktionen gegen die Jugendarbeitslosigkeit wie die „Ausbildungsaktie“ oder den „Solidaritätstaler“.⁶⁸

Hengsbach war bewusst, dass die Kirche diesen Prozess nicht gestalten, ihn aber an der Seite der Menschen begleiten konnte. Die klaren Ansprachen und Stellungnahmen vermittelten den Betroffenen das Gefühl, der Ruhrbischof stehe an ihrer Seite. Die Kirche habe nach Hengsbachs Vorstellung – „als Anwalt der Menschen immer zu mahnen, dass notwendige wirtschaftliche Umstrukturierungen nicht auf dem Rücken der Menschen auszutragen sind“.⁶⁹ In diesem Sinne forderte er etwa: „Das Ziel der Arbeit war, ist und bleibt ‚Der Mensch im Betrieb‘. Zwar ist der ‚Betrieb‘ nur ein kleiner Ausschnitt aus seinem großen sozialen Lebensbereich, aber wichtig; denn die menschlichen und betrieblichen Verhältnisse sollten so geordnet werden, dass der Mensch darin seiner gottgegebenen Würde und Zielsetzung entsprechen kann“.⁷⁰ Beides, Worte und Taten einerseits sowie die Identifikation mit dem Ruhrgebiet andererseits, verliehen Hengsbach einen hohen Grad an Glaubwürdigkeit und Authentizität. Dabei scheint jedoch ein weiterer Umstand von Bedeutung gewesen zu sein: Die Menschen im Revier wussten, dass ‚ihr‘ Bischof mit ähnlichen Schwierigkeiten konfrontiert war wie sie selbst. Auch er sah sich einer Entwicklung ausgesetzt, die Bisheriges in Frage

⁶⁴ Hengsbach, *Saat und Ernte* (wie Anm. 57), S. 9.

⁶⁵ Albert Kaußen, *Franz Kardinal Hengsbach – Ein christlich sozialer Eckpfeiler*, in: Traugott Jähnichen u. a. (Hg.), *Den Wandel gestalten. 50 Jahre Gemeinsame Sozialarbeit der Konfessionen im Bergbau*, Essen 2000, S. 42–47, hier S. 46.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Damberg/Meier (wie Anm. 20), S. 242.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Zitiert nach Ebd.

⁷⁰ Zitiert nach Kaußen (wie Anm. 65), S. 46.

stellte, die Autorität der Kirche herausforderte und eine immer geringere Bindung der Katholiken an ihre Kirche offenbarte. So gesehen war er einer von denen, die sich dem Wandel ebenfalls stellen mussten; demnach war er eben auch ‚einer von ihnen‘. Die Menschen konnten somit ihre Sorgen auf den Ruhrbischof projizieren, da auch sein Bistum auf tiefgreifende Veränderungen zusteuerte. Hieraus erklärt sich zum großen Teil die tiefe Verbundenheit der Menschen im Ruhrgebiet mit Bischof Hengsbach.

Betrachtet man Hengsbachs bischöfliches Wirken vor dem Hintergrund der oben angeführten historischen Räume der (west)deutschen Nachkriegsgeschichte, so lässt sich eine sichtbare Schnittmenge nachzeichnen und eine Reihe von Anknüpfungen zwischen diesen beiden Komponenten feststellen. In der Person des ersten Bischofs von Essen spiegeln sich sowohl regionale als auch nationale Befindlichkeiten wider, die sich mit seinen persönlichen Erfahrungen sowie mit den Entwicklungen in seinem kirchlichen Werdegang verbinden lassen. Damit wird auch deutlich, dass Franz Hengsbach neben seinem innerkirchlichen Amtsverständnis selbstbewusst ein kirchliches Engagement außerhalb der Kirche suchte. Letzteres strahlte auf Hengsbach zurück, was ihn zu einer markanten Persönlichkeit der Zeitgeschichte macht.

